

Oskar Köhler

Homo patiens – Deus patiens

Ein Versuch, an Peter Lippert zu erinnern

Karl Rahner in Dankbarkeit

Der Kalender stellt mit Gedenktagen auf die Probe: den, dessen zu gedenken er veranlaßt – die, denen die Erinnerung wach wird – am peinlichsten die vielleicht, in deren Gedächtnis der Tag nicht einmal hineingekommen ist, weil ihr Vorfahre längst im Lexikon beigesetzt wurde. Eine eminente Probe aufs Exempel ist Peter Lippert SJ, der am 23. August 1879 geboren ist.

Die ausgebliebene Wiederkehr

Denn dieser Jesuit gehörte seit den Vorjahren des Ersten Weltkriegs bis zu seinem Tod am 18. Dezember 1936 in Locarno, weitab von seinem Ordenshaus in der Veterinärstraße in München, zu den markantesten Persönlichkeiten des deutschen Katholizismus. Sein Hinscheiden erschütterte damals viele Menschen einer unsichtbaren Kirchengemeinde. Die Vermutung, es hätten die Schreckensjahre danach nur eine Unterbrechung bedeutet, bewahrheitete sich nicht. Denn Neuauflagen einiger Bücher in den fünfziger Jahren blieben weit hinter den Erwartungen zurück, die man angesichts der zwei Jahrzehnte zuvor in hohe Tausende gehenden Erfolgszahlen gehegt hatte. Warum blieb die Wiederkehr aus?

Vielleicht läßt sich das Feld dieser Frage durch zwei andere Namen abstecken. Im Jahr 1924 wurde *Helmut Fahsel* (geb. 1891) von seinem Bischof für die Vorträge freigestellt, die damals sehr attraktiv waren. Der „Kaplan Fahsel“ war ein Konvertit aus Kiel, der die Philosophie Schopenhauers und einen in dessen Sinn interpretierten Buddhismus hinter sich gelassen hatte. Man tritt dem Engagement dieses Mannes nicht zu nahe, wenn man feststellt, er sei zu Recht vergessen, eine Quelle nur zur Analyse der zwanziger Jahre des deutschen Katholizismus. Auch wenn man von den Büchern Fahsels absieht, die in keinem Verhältnis zum literarischen Werk Lipperts stehen, so halten auch die Vorträge des elegant-gescheiterten Kaplans keinen Vergleich mit jenen geistlichen Vorträgen aus, die der geradezu häßlich aussehende Jesuit seit 1912 zunächst in München (im „Bayerischen Hof“, im Hotel „Eden“, in den „Vierjahreszeiten“, im „Odeon“) und dann in vielen Städten von Brüssel bis Zürich hielt, seit etwa

1930 – auch zur körperlichen Schonung – im Rundfunk. Und doch sind *beide* Männer vergessen.

Am anderen Ende unseres Feldes steht *Romano Guardini* (geb. 1885), von 1923 bis 1939 Professor für Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung in Berlin. Auch wenn er nach dem Zweiten Weltkrieg kein Comeback in Tübingen erlebt hätte, bedürfte es keines solchen Überlegens, wie für ihn ein Gedenkartikel zu schreiben wäre. Kann ein qualitativer Vergleich der schöpferischen Kräfte Auskunft geben? Vermutlich fiel er, je nach den Kriterien, zugunsten Guardinis aus, aber er würde unsere Frage nicht erklären.

„Das Rätsel seines Daseins“

Es gibt da zunächst ein individuelles Moment, das einem Vergleich im Weg steht. Alois Wurm, dessen Zeitschrift „Seele“ Peter Lippert nach den „Stimmen der Zeit“ für seine Aufsätze bevorzugte, schrieb in seinem Gedächtnisbuch (1937), es fehle „uns der Schlüssel für das Tiefste und Eigentümlichste von P. Lipperts Persönlichkeit und damit auch der Zugang zu dem Ungewöhnlichen, Kühnen und Einzigartigen, das uns in seinem Leben begegnet“. Der Sprecher der Lippert-Verehrer jener Zeit ging so weit, die ja offenkundige „*Mittelbarkeit*“, die der Jesuit als geradezu umdrängter „Seelenführer“ und als Exerzitienmeister bekundete, damit als zugleich *unzugänglich* zu erklären, daß er sie „nicht in der Art des Menschen, sondern in der Art Gottes“ gegründet sah. Sehr merkwürdig hat auch Lipperts Ordensbruder Josef Kreitmaier, dem solche schwärmerisch anmutende Worte fern lagen, der aber rund 25 Jahre mit Lippert umgegangen war, in seiner Würdigung (1939) notiert: „Er selbst hätte das Rätsel seines Daseins und Soseins nicht lösen können. Das bildete ja gerade die Tragik seines Lebens . . . So wollen wir denn geduldig warten, bis uns die Ewigkeit des Rätsels Lösung enthüllt.“ Auf das Wort von der „Tragik“ ist noch zurückzukommen.

Alois Wurm erklärte sich außerstande, ein Lebensbild zu zeichnen, und hoffte auf den „künftigen Biographen“. Josef Kreitmaier SJ meinte kritisch zu Wurms Anforderungen an einen kongenialen Darsteller: „Dann würde die Lippert-Biographie ewig ungeschrieben bleiben“. Wie es auch damit stehen mag, sie blieb jedenfalls bis jetzt ungeschrieben. Denn auch Josef Kreitmaier war dazu nicht imstande. Was er neben einzelnen Beobachtungen über Alois Wurm hinaus bietet, ist eine Analyse der Vorträge und Schriften und eine Information über die damaligen Diskussionen um Peter Lippert (zudem eine dankenswerte Bibliographie auf 15 Seiten).

Beide Bücher über Peter Lippert schließen mit der wenn auch unterschiedlich temperierten Feststellung, er sei „ein Rätsel“ gewesen und geblieben. Unlösbares

Rätsel pflegt man zu vergessen. Man behält nur, was man benennen kann. Dem knappen und wenig besagenden Artikel über Peter Lippert im Lexikon für Theologie und Kirche (1961) sind noch kleine Skizzen von Franziska Boesmler über den „tiefen Denker und großen Liebenden“ (1962, 51 Seiten) und von Josef Maria Nielen im Rahmen seiner „Begegnungen“ (1966) gefolgt. Karl Rahner hat zu einer Auswahl von Lippert-Texten „Worte von Mensch zu Mensch“ (1978) ein behutsames Vorwort geschrieben, das sich freilich an die liebevoll auf Trost bedachte Auswahl zu halten hatte.

Ein Sonderling – aber welcher Art?

Es könnte sein, daß Peter Lippert nur ein flüchtiger Sonderling gewesen ist. Dann würde er in das Raritätenkabinett für Psychologen gehören. Da fände einer viel Material. Peter Lippert war das achte Kind, ein Nachkömmling nach sechs Jahren, die Mutter bei der Geburt 42 Jahre alt. Der Vater und ein Bruder waren „schweren Gemütes“ (A. Wurm). Zu physiognomischen Methoden reizen die Fotos: diese hoch gewölbte Stirn, das zusammengequetschte Gesicht, die introvertiert erscheinenden Augen, die breitgezogenen, abwärts fallenden Lippen. Das Ölgemälde von Leo Samberger (1931 beim Brand des Münchener Glaspalastes vernichtet), das Joseph Bernhart meisterlich genannt hat, würde den Psychologen gerade auch deshalb faszinieren, weil Lippert es nicht mochte, jedoch in einem Brief schrieb: „Man könnte aber eine interessante psychologische Studie zu *dem* Gesicht schreiben; ich würde aber natürlich leugnen, daß ich das sei.“ (Kreitmaier begnügte sich mit der Bemerkung, Lippert habe kein „Urteil in diesen Dingen“ gehabt; der Psychologe aber würde beim „leugnen“ einhaken.) Und dann nicht zu vergessen, daß die erste größere Schrift Lipperts den Titel trägt: „Zur Psychologie des Jesuitenordens“ (1912).

Aber es könnte auch sein, daß Peter Lippert zwar gewiß ein Sonderling gewesen ist, jedoch einer von der Art, die unerhörte Erfahrungen machen, Fernbeben spüren, auf Erden nicht nur, sondern am Himmel. Dann freilich würde der Psychologe mit dem Feuer spielen. Und dann wären die beiden Theologen im Grund ahnungslos gewesen, der Ordensbruder nicht nur, der mit Lippert die Kirche im Dorf lassen wollte, sondern letztlich auch der „Seelen-Wurm“, wie man damals den anderen spöttisch zu nennen pflegte.

„Rund um einen kleinen Tisch“ – ein Traum, was sonst?

Wir wollen im objektivierbaren Bereich bleiben. Romano Guardini war nicht nur der große Inspirator des „Quickborn“ gewesen, des einzigen katholischen

Bundes, der im Vollsinn (wenn auch mit allen Problemen) zur Jugendbewegung zu rechnen ist, sondern auch einer der bedeutenden Erneuerer der Liturgie und schon als solcher ein „Mann der Zukunft“ in der ganzen katholischen Kirche (jedenfalls sozusagen bis gestern; jüngst mußte man sogar in München die Erfahrung machen, daß man wenig mehr mit ihm anzufangen weiß – was freilich weniger über Guardini und wen auch sonst als über den generellen Traditionsverlust der Katholiken besagt). In all seiner individuellen Originalität, mit der Guardini auch Gestalten wie Hölderlin oder Rilke in sein Bedenken der „Unterscheidung des Christlichen“ einzubeziehen vermochte, war er eingebettet in den Geist eines modernen, vom „Modernismus“ nicht mehr verunsicherten Katholizismus.

Peter Lippert aber hat „öfters von losen religiösen Gemeinschaften *geträumt*“ (J. Kreitmaier), durch kein Gelübde und durch nichts zusammengebunden als durch die Liebe zu Gott. Im Jahr 1918 bemerkte er: „Ich glaube ja selber nicht an mein Ordensprojekt; eine gewisse Güter- und Seelengemeinschaft ist vielleicht noch am ehesten zu praktizieren.“ Der Gedanke begleitete ihn bis zu seinem Tod. Im Vorwort zu „Einsam und gemeinsam“ (1936) spricht er von der „oft schmerzlichen Einsamkeit“ ausgeprägter Persönlichkeiten, die „immer hinausgehoben über die Masse“ zu leben haben, aus denen aber „jede (von uns hervorgehoben) Gemeinschaft gebaut werden muß“. Und so beginnt denn auch dieses Buch mit den Worten: „Rund um einen kleinen Tisch laßt uns Platz nehmen, meine Freunde, und miteinander sprechen – und miteinander schweigen.“ Es gab in der Tat einen „Kreis“ um Lippert, aber es scheint, daß schon der Tisch nicht gefunden werden konnte. Solche „Kreise“ entstehen, blühen und vergehen, sie wirken unsichtbar nach im Leben derer, die zugehörten – aber sogar ihr Mittelpunkt wird vergessen.

Die Schwierigkeit mit der Institution

Wie ein solcher Mensch ausgerechnet in die Societas Jesu eintreten konnte, mag einer, der ihre Geschichte nicht genau kennt, als eines der „Rätsel“ Peter Lipperts betrachten (weshalb manche ihn dann auch lieber einer benediktinischen Frömmigkeit zuordnen wollen, zu Unrecht, wie wir meinen). Ob er nun schon als Gymnasiast in der Sonntagsmesse „Gottes Befehl“ vernahm, Jesuit zu werden, oder ob er sich im Regensburger Priesterseminar den dortigen Spiritual (P. v. Pelkhoven SJ) erprobend ansah (beide Versionen sollen von ihm selbst stammen): Peter Lippert gehört in die lange, bereits mit Franz Xaver beginnende Reihe der „unjesuitischen“ Jesuiten, von denen man nicht weiß, wer es schwerer hatte, sie mit ihrem Orden oder der Orden mit ihnen (in der Regel freilich sind sie seine Schmuckstücke).

Aber das Problem hat hier seine Besonderheit: Es geht bei Peter Lippert nicht nur um die Schwierigkeiten des Ordenslebens (die er persönlich bekundet in seinen „Briefen in ein Kloster“), sondern um die Institution schlechthin. Sein Buch über „Die Kirche Christi“ (1931), das er bei einem halbjährigen Aufenthalt in Rom geschrieben hatte, nannte ein Freund einen „recht trockenen Kuchen“; ein Kritiker meinte feststellen zu können, es sei ihm nicht aus dem vollen Herzen gekommen; er selbst schrieb am 23. Mai 1930 aus Rom: „Alles übrige liegt in Gottes Dunkelheit begraben. Ich habe aber doch mein Kirchenbuch fertig gebracht. Ein Schmerzensbuch! Ich habe zu sagen versucht, wie *ich* die Kirche sehe; es ist mir natürlich nicht ganz gelungen; und ob das Ding durch die Zensur geht? Nun, ich bin bereits ziemlich losgelöst von solchen irdischen Dingen.“ Es ging durch die Zensur (unverändert?). Aber es war in der Tat ein „Schmerzensbuch“, und dies in ganz anderer Weise als der „Job“ oder das Buch „Aus dem Engadin“. J. Kreitmaier hielt gegen einen fast hymnisch urteilenden „gelehrten Professor an der römischen Gregoriana“ daran fest, daß das Buch „kaum zu seinen ureigensten Schöpfungen gehört“. Er hatte recht. War es ein Auftragsbuch? Ein disziplinierender Versuch, diesen „Einsamen“ in die institutionelle Öffentlichkeit einzubinden, statt ihn der gesuchten Gemeinschaft seltener Einsamer zu überlassen? Es konnte nicht gelingen. Ist Peter Lippert SJ deshalb vergessen worden?

Lebensdaten

Da es keine eigentliche Biographie gibt, und da man die Lebensdaten Lipperts in den beiden Würdigungen zusammensuchen muß, mögen sie bei dieser Gelegenheit aufgeführt werden.

Geboren 23. August 1879 im Weiler Altenricht, östlich von Amberg an der Vils (Oberpfalz), in kleinbäuerlicher Familie

1889 bis 1898 auf dem Gymnasium in Amberg (Mathematik „sehr gut“, Deutsch „gut“)

Oktober 1898 Eintritt ins Regensburger Priesterseminar

September 1899 Eintritt in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Feldkirch

September 1901 humanistische Studien in Exaeten (Provinz Limburg, Niederlande)

1902 philosophischer Kurs im Jesuitenkolleg in Valkenburg

1904–1906 die üblichen „Zwischenjahre“ als Mathematik-Lehrer ebd.

1904 erster Kuraufenthalt (Lunge)

1906–1910 theologischer Kurs in Valkenburg

1909 Priesterweihe

1910 in Ordenskreisen beachtete Rezension eines Buchs über Autorität und Freiheit in den „Stimmen aus Maria-Laach“, den späteren „Stimmen der Zeit“

1910–1911 Terziat in Exaeten

Januar 1912 Studien an der Universität München

Seit 1912 dem Mitarbeiterstab der „Stimmen der Zeit“ in München zugehörig. Vorträge (seit etwa 1930 am Rundfunk), Einzelseelsorge, Publikationen

1912 „Zur Psychologie des Jesuitenordens“

1916/23 „Credo“ (eine Glaubenslehre)

Seit 1922 Einschränkung von Seelsorgegesprächen aus gesundheitlichen Gründen

1924 „Von Seele zu Seele“

1925 erster Rom-Besuch

1927 „Die Weltanschauung des Katholizismus“ (in der Sammlung „Metaphysik und Weltanschauung“, Verlag Reinicke, Leipzig)

1928 Krise wegen Publikationszensuren

1929/30 ein halbes Jahr ins Bellarminkolleg in Rom abgeordnet

Seit 1929 aus gesundheitlichen Gründen Winter-Aufenthalte in der Schweiz (Engadin, Locarno, Arosa) und in Südtirol (Meran) verordnet

1929 „Aus dem Engadin. Briefe zum Frohmachen“

1931 „Die Kirche Christi“

1932 „Briefe in ein Kloster“

1934 „Der Mensch Job redet mit Gott“ (in Meran begonnen, in Arosa abgeschlossen)

1936 gefährliche Speiseröhre-Operation in München

1936 „Einsam und gemeinsam“

Gestorben 18. Dezember 1936 in Locarno, begraben im neu angelegten Friedhof des „Missionsinstituts Bethlehem“ (SMB) in Immensee (Kanton Schwyz).

„Die Welt geht schwanger“

Ein letzter Plan Peter Lipperts ist nur bis zu einer Disposition gediehen. Aber um diesen Plan kreiste untergründig alles, was er gebetet, gesagt, geschrieben hat. Würde man nicht diesen Plan erspüren, dann müßte man sein Werk gerade in seinen originellsten Teilen als eine in paradoxe Gottesliebe gehüllte Gotteslästerung bezeichnen. Schon früh und immer wieder hat Lippert die Theodizee (Rechtfertigung Gottes) verworfen, jene sublime Art der Lästerung, die sich anmaßt, Gott freizusprechen. Da er aber nicht „der Mann der runden, handfesten, kristallklaren Begriffe, der entschiedenen Urteile, der schneidend logischen Schlüsse“ („Von Seele zu Seele“, 1924) war und schon am 16. Dezember 1921 notierte: „meine frühere Naivität möchte ich keinesfalls zurückhaben“, stand er den Rechtsanwälten Gottes gegenüber in der Anklagebank, von der er wußte, daß sie nicht haltbar ist, weil sie aus lauter gottliebenden Klagen aufgebaut ist: „Es gibt Menschen, die alles wissen, die auch Deine großen Gedanken und Ratschlüsse durchdringen und fein säuberlich sich zurechtlegen. Sie erklären alles und beweisen nur, daß es gerade so sein muß und so am besten ist, wie es ist. Aber ich mag sie nicht, diese Alles-Erklärer. Und am wenigsten mag ich Deine Erklärer, die Dich rechtfertigen und herausreden bei allem, was Du tust. Ich gestehe Dir lieber, daß ich Dich nicht verstehe . . . warum Du so viel Schmerz, so brüllenden, wahnsinnigen und sinnlosen Schmerz geschaffen hast.“

Das war 1934, in Lipperts Job-Buch. Der heutige Leser kann dieses Schmerz-Gebrüll lokalisieren. Aber für Lippert wären die Beispiele nur eine Quantität mehr gewesen dessen, was im Grund von Anfang an war und immer noch ist. In der zitierten Stelle heißt es weiter: „Ich neige mich tief vor Deiner Herrlichkeit, ja! Aber ich wage jetzt nicht, meine Augen zu Dir zu erheben.“ Die Anklage ist unhaltbar. Aber sie kann auch nicht zurückgenommen werden in Richtung auf die These: „daß es gerade so sein muß und so am besten ist, wie es ist“. Peter Lippert vermochte nicht, in Schöpfung und Menschengeschichte zu übersehen, was man übersehen muß, wenn man Gott einen „lieben Gott“ sein lassen will. Es kann nicht so bleiben, wie es ist: „Die Welt geht schwanger von dem süßen und furchtbaren Geheimnis, das sie hineingebären möchte in unsere gottbedürftigen Seelen“ (1916). Diese Schwangerschaft dauert noch an, für Peter Lippert auch noch nach dem Osterereignis. Für ihn lag in der theologischen Erklärung, daß die Erlösung geschehen ist und zugleich noch aussteht, der erfahrene Akzent darin, daß sie noch aussteht. Die Schwangerschaft dauert bis zur Geburt, bis zur Geburt des „Geheimnisses“, das im „Rätsel des ungeheuren Weltleides“ verborgen ist.

Am 24. Oktober 1920 bekannte Lippert in einem Brief: „Ja, die Eschatologie! Kind, ich weiß nichts. Ich schwanke haltlos die ganze Stufenleiter auf und ab, die zweifellos verschiedene Möglichkeiten bietet. Das theoretisch! Aber praktisch bin ich vollkommen sicher und ruhig . . . Du siehst also, eine Eschatologie kann ich wohl nicht schreiben, und trotzdem glaube ich fest an einen Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit – in Gott, dem letzten, wunderbaren Geheimnis.“ Aber er hat die Eschatologie doch geschrieben, und dies immer vernehmlicher, zuletzt in der Rede des Menschen Job und in dem Kapitel „Wer wird unsere Garben binden?“ des Buchs von der Einsamkeit und der Gemeinschaft. Freilich, es ist die Geschichte einer Schwangerschaft. Das nicht mehr geschriebene Buch sollte den Titel tragen: „Ein Fenster fängt zu wandern an.“ Solches erlebt die Gebärende im Augenblick der Geburt.

Zwischenbemerkung: Von den Schwierigkeiten der Lippert-Interpretation

Es sei nach Lipperts Tod „eine systematisch aufgebaute ‚Lippert-Theologie‘“ gewünscht worden, berichtet J. Kreitmaier, der solches zwar nicht für unmöglich hielt, aber mit „großen Schwierigkeiten, die man vorerst kaum ahnt“. Wie dem auch sei, diesem Gedenkwort würde jede Kompetenz hierzu fehlen. Vielmehr muß ausdrücklich eingeräumt werden, daß in diesem Versuch, an Peter Lippert zu erinnern, mit Absicht harte und dunkle Worte aus seinen Schriften herausgelöst werden, die zwar sicher nicht nur gelegentlich geäußert wurden oder gar aus der pastoralen Trick-Kiste stammen, damit auf ihrem düsteren Hintergrund

der folgende Trost um so strahlender erscheine, die aber doch im ganzen des Oeuvre eingebettet sind in eine Sprache, deren Gottseligkeit gewiß ureigenste Gabe dieses frommen Mannes gewesen ist. Wenn auch der Verfasser nicht allein steht mit der Ansicht, daß diese Sprache heute nicht mehr nachzuvollziehen ist, so muß doch um des rechten Verständnisses dessen willen, was uns heute unmittelbar anzusprechen scheint, auf die tonige Erde verwiesen werden, aus der hier Brocken ausgegraben werden.

Schon dies ist eine besondere Schwierigkeit des Lippert-Verständnisses, die noch vor der anderen im Weg steht, die J. Kreitmaier nennt, wenn er fragt, wie man denn dieses „flutende und quellende Leben ... in Kategorien einzu-zwängen“ vermag. Liegt es an Peter Lippert, oder liegt es an uns ein Halb-jahrhundert danach, daß die Dunkelheiten verständlich geblieben, die aufgesteckten Kerzen aber verloschen sind? Wer „Von Seele zu Seele“ wieder liest, dieses mit über hunderttausend aufgelegten Exemplaren erfolgreichste Buch Peter Lipperts, wird nicht nur mit Bestürzung feststellen, wie sehr sich die pastoralen Situationen geändert haben, in die hinein die teils echten, teils fingierten „Briefe an gute Menschen“ sprechen. Der ganze Ton scheint nicht mehr zu „stimmen“. Dies gilt auch dann, wenn man Karl Rahners Mahnung zustimmt, in unserer Gefühlskälte nicht einen „Richterstuhl“ zu besteigen.

Aber auch da finden sich harte Brocken. J. Kreitmaier hat wohl recht mit der Bemerkung, daß Lipperts Charakter schon früh völlig ausgeprägt war. Die Differenzen in den Publikationen entstammen, sieht man von einer Zuspitzung in den drei letzten Lebensjahren ab, weniger einer persönlichen Entwicklung als dem Publikum, an das er sich jeweils wendet. Ein Beispiel möge genügen. In einem Rundfunkvortrag konnte er sagen: „Es ist also die Liebe zu Gott etwas Leichtes“ – nämlich für den Liebenden. War dies eine leise Ironie? Das andere Wort jedenfalls, das in „Von Seele zu Seele“ steht, mochte er seinen Hörern nicht zumuten: „Die Gottesgelehrten reden von einer Dunkelheit des Glaubens, und sie ist wahrlich ein schmerzlich Ding; aber es gibt auch eine Dunkelheit der Liebe, und sie ist die bitterste der Bitterkeiten.“

Und noch eine Schwierigkeit in der Interpretation von Lippert-Texten ist zu vermerken. Sie hat besonderes Gewicht. Dem aufmerksamen Leser etwa des „Credo“ kann der Unterschied des Stils nicht entgehen, der besteht zwischen den Abschnitten, in denen der Autor gleichsam referiert, und solchen, in denen er selber unmittelbar spricht. Man würde aber am Problem dieses Lebens vorbeigehen, wenn man nicht *beide* Weisen so ernst nähme, wie sie Peter Lippert selbst ernst genommen hat. Zwar führte ihn sein Kummer mit der Zensur, von dem A. Wurm und J. Kreitmaier diskret berichten, offenbar in eine ernsthafte Krise; aber sein Gehorsam und seine Treue zur integralen Glaubensüberlieferung waren zu tief verwurzelt, als daß er sich einen Eklektizismus gestattet hätte. Und wohin hätte dieser Weg führen können, hätte es nicht vor-gesetzt

Wegmarken gegeben? Freilich: die Abgründe hat er nicht mit billigem Trost zugedeckt. Der damals berühmte Münsteraner Domprediger Adolf Donders hat gemeint, Lippert habe in seinen Vorträgen so manches „Waghalsige“ gesagt, dann aber „an der Gedankenkette noch weiter geschmiedet . . . Wie mühelos gab und ergab sich das alles.“ Nein, mühelos war nichts in diesem Leben, am wenigsten das, was so schien.

„Von Abgründen rings umgeben“

„Auch ohne die Sünde würden immer wieder alle Dämme, die wir aufrichten, durchbrochen und das Land unserer Wohnstätten und unseres Geisteslebens überflutet. Das Elementare, das unterhalb unseres Bewußtseinskreises liegt, bildet eben doch den stärkeren und reicheren Teil unseres Wesens . . .“ So steht es in dem im Monat seines Todes (Dezember 1936) in den „Stimmen der Zeit“ veröffentlichten Essay „Sicherungen?“. Da ist nicht primär die Weltgeschichte gemeint. „Ich habe wohl gar keinen historischen Sinn“, notierte Lippert einmal (1920). Er war Mathematiker und Naturwissenschaftler, vertraut mit den „gewundenen Zahlenreihen, in denen die Gesetze des Stoffes sich aufschreiben lassen“, mit dem Elementaren. „Ein Kampf ums Dasein rast durch die sichtbare Schöpfung“, „gierige Selbstbehauptung“, „rücksichtsloses Kreuzen fremder Bahnen“, „die Gesetze des organischen Lebens“. Sie bestehen vor der Menschen-sünde, wenngleich die Natur „hineinverwickelt ist in die Entweihung des Menschen“. Lippert betritt die Brücke nicht, die mit dem Sündenfall des Menschen den paradiesischen Frieden untergehen läßt. „Die Welt ist voll Kraft, aber es ist eine grausame Kraft. Sie ist ein springendes Raubtier.“ Dies ist der Generalbaß in Lipperts Naturerfahrung, selbst wenn dessen Bezifferungen so oft auch hymnische Gesänge anzeigen können, „kinderfrohes Staunen“ sogar. Doch dann ist er oft nicht weit weg von der Sentimentalität.

Wir sind heute seltsame Reden mancher Theologen gewohnt, und das Absurde ist schon banal. Bei Peter Lippert hat man, wenngleich es bei ihm oft gar sehr „rilket“ und „nietzschet“, den Eindruck von Eruptionen aus unmittelbarer Erfahrung, in der nicht eine positive Theologie gegen eine negative eingetauscht wird. Das Job-Wort vom „halb mißratenen Schöpfungsversuch“ wird zwar damit eingezäunt, daß „der Mensch nicht ein zweiter Gott“ ist, der ihn „retten muß“. Aber die dann folgende gewohnte Rede vom göttlichen Auftrag, die Schöpfung zu vollenden, wird gleich wieder unterbrochen von der Frage nach dem Menschen selbst: „Ist es ein Unternehmen von wahrhaft göttlicher Größe? Oder ein mißlungener Versuch“, gerade auch er?

Es ist merkwürdig, daß der geniale Menschenfreund Lippert oft genug Worte des Ekels oder zumindest des Überdrusses nicht unterdrücken kann. Der Ver-

dacht, es sei der Sehnsucht nach den „Freunden um den runden Tisch“ jedenfalls eine Spur zeitgenössischer elitärer Arroganz beigemischt, ist nicht von der Hand zu weisen. Aber der Argwohn sitzt tiefer als in psychologisch zu erklärenden Schichten: die Schöpfung ist „rätselhaft, weil ich nicht weiß, was der Mensch bedeutet, der sie krönt und beherrscht“.

„Wir sind von Abgründen rings umgeben, die nicht ausgefüllt, nicht zugedeckt werden dürfen“ („Sicherungen?“). Dagegen hat sich Peter Lippert zeit seines Lebens mit Entschiedenheit gewehrt, das „Amen! Amen!“ am Ende seines Job-Buchs halbwegs ausgenommen (aber ist dieser Hymnus wirklich gelungen?). J. Kreitmaier hat gemeint, Lipperts Gott sei so sehr der liebende und nicht der strafende Gott gewesen, daß ihn das Thema der Hölle vor der Darstellung der Letzten Dinge zurückgeschreckt habe, und er fügt hinzu: „Selbstverständlich glaubte auch er wie jeder gute Christenmensch dieses Dogma.“ Ohne Zweifel hat Lippert dieses Dogma wie ein jedes andere im Glauben angenommen. Aber es war ihm nichts weniger als „selbstverständlich“. Er unterschied zwischen dem Bösen, das der Mensch hervorbringt und das er liebt, und jenem anderen Bösen, „vor dem uns graut“, weil es Menschenmaß übersteigt, und das Gott in seinen Dienst stellt, solange es ihm gefällig ist. Deshalb kann die Nähe Gottes „auch furchtbar sein, verzehrend und belastend“. Seine Hände können „lieb-reich kosen und tödlich zuschlagen“. Läßt sich dies mit der „menschlich kniekerigen“ Bosheit in einem „Kosmos von Bosheit“ erklären? Es ist, wie es ist, aber nicht weil es zu erklären ist, sondern weil Gott es so will, wie es ist. Woher das Böse kommt? „Ich weiß es nicht.“ Will Gott die Erbärmlichkeit des Menschen in der Hölle bestehen lassen „als den düsteren, erschreckenden Gegensatz alles Göttlichen?“ Die Antwort: „Wer kann es sagen?“

Gott hat sich dafür entschieden, den Engeln und Menschen eine „gottähnliche Freiheit“ zu geben. Aber: „Er wird nicht berührt durch das Erhabenste und Furchtbarste, was es in seinem Reiche gibt“ zufolge dieser Entscheidung („Credo“, 1921). Was ist das für ein Gott: Ist da, wie es dann fragend 1934 heißt, nicht das „erbarmende Zusammenfließen von Menschentränen kostbarer als jede Hilfe“, die der Allmächtige dieser Not gewähren könnte?

„Die Tragik unserer Erlösung“

Es ist bestürzend zu lesen, wie gleichsam unerlöst Peter Lippert inmitten all seiner Lobpreisungen des in Christus erschienenen Heils immer wieder von der Menschwerdung des Sohnes sprechen muß. Im „Credo“ heißt es zwar etwas seltsam, das „zweite Wagnis“, das Gott um des ersten, der Schöpfung, willen auf sich nehmen wird, sei in menschlichem Verständnis „unendlich leichter als das erste“ gewesen. Aber: „am Ende neigte er müde sein Haupt und sprach wie

mit einem Seufzer der Erleichterung: „Es ist vollbracht.“ Ist dies alles? Ist dies nicht nur die tausendste Wiederholung und Vorholung aller künftigen Seufzer der Erleichterung in der Menschengeschichte? In eine viel tiefere, aber auch um so dunklere Schicht führt ein anderes Wort schon aus dieser Lebensphase, in dem Peter Lippert beide „Wagnisse“ verbunden sieht: „Der Befehl, der ihn am Kreuze sterben läßt, ist nur ein fernes, in den Tiefen der Zeit und der Welt nachhallendes Echo jenes vorweltlichen Ausgangs vom Vater.“ Schließt sich hier ein Kreis, der kosmische Kreis, ein dunkler Kreis, in dem alles umschlossen ist, das so ist, wie es sein muß?

Die Problematik des Job-Buchs besteht darin, daß hier post Christum natum genauso gefragt werden muß wie ante, obwohl dieser „Mensch-Job“ ein Christenmensch ist. Die Verlassenheit am Kreuz: „Bist Du denn überhaupt je dagewesen?“ Sohn – und doch Knecht, geschlagen und verlassen: „Wer kann das zusammen denken?“ Es scheint, als sei nichts geschehen denn eine unerhörte Versammlung des Schmerzes der Schöpfung im Sohn, der in allem dem Menschen gleich ist, außer der Sünde – aber auch ohne die Sünde, hatte Lippert gesagt, würde das „Land unserer Wohnstätten“ immer wieder überflutet (1936). Noch immer gilt die Klage: „Du schiebst alle Deine Geschöpfe vor Dir her, endlos, und Du selbst kommst nicht.“ Und selbst „das innigste Abba-Rufen“ des Sohnes – in uns hören wir es nicht. Der Sohn hat zum Vater gesprochen, und der Mensch konnte es hören, Gottes Leben muß in ihm sein. Aber: „es bleibt wie in einem verschlossenen Schoße eingeschlossen“, Schwangerschaft noch immer. Sogar in einem frühen Rundfunkvortrag zum Weihnachtsfest heißt es, noch immer sei Advent.

Ist also auch das „zweite Wagnis“ wie das erste wenn schon nicht „halb mißraten“, so doch peinlich unvollendet? Aber wer soll es vollenden? Die Job-Klagen über die Kirche („es ist eigentlich nichts gut hinausgegangen, was er seit der Aussendung seiner Kirche unternommen hat“) werden in dem Aufsatz „Sicherungen?“ (1936) in eine ungemein harte Direktheit übertragen. Die Kirche ist dort „ein riesiger Block von Wirklichkeit, der in unser Denken hineingeschoben ist, und wir haben die Aufgabe, diesen Block zu bewältigen“, ein riesiger Block, kein bergendes Haus, das voll Glorie schauet („hier sehe ich nicht einmal mehr den Glanz von Bethlehem und von Golgatha“, sagt der Mensch Job). Dies ist nicht das billig zu habende „Leiden an der Kirche“, dies ist das Leiden an der Menschwerdung des Sohnes, der doch selbst die Kirche ist – ein Leiden, aus dem die Job-Klage auftauchen kann, nicht die Dornenkrone, sondern die Menschwerdung selbst sei das Bitterste. „Die Erlösung scheint nicht voranzuschreiten oder vielmehr die Unerlöstheit scheint im gleichen Schritt zu wachsen, wie die Erlösung wächst.“ Daß der Mensch den Weg des Erlösers gehen muß, immer wieder, und daß er ihn verfehlen kann, dies nennt Lippert „die Tragik unserer Erlösung“.

Man muß Peter Lippert unterstellen, daß er mit dem Begriff „Tragik“ nicht im vulgären Sprachgebrauch umgeht. Das oben (S. 528) zitierte Wort Lipperts von dem Gott, den nichts berühren kann, hat zwar eine lange Theologieggeschichte hinter sich, gehört aber offenkundig als *ein* Aspekt zu Lipperts ganz persönlicher Gotteserfahrung, von dem man nicht weiß, ob er jemals ganz versunken ist. Diesem fremden Gott gegenüber ist die Existenz des Menschen tragisch im Sinn der heidnischen Tragik absoluten Scheiterns, in der es keine Erlösung geben kann. Ohne Zweifel kommt Peter Lippert immer wieder auch in eine gewisse Affinität zu solcher Tragik. Die „Tragik unserer Erlösung“ aber muß eine andere Weise von Tragik sein.

Sie erscheint zunächst als die Tragik des am Kreuz erlösten Menschen, der dennoch immer erst und bis zu seinem Ende in die Erlösung am Kreuz hineingehen muß, als *unsere* Tragik unserer Erlösung. Im Essay „Sicherungen?“ (1936) wird die Religion „erschreckend“ genannt, „weil sie im Grunde nichts anderes ist als ein Name und ein Symbol für die dunkelsten und wunderbarsten Geheimnisse unseres Lebens: Gott und Schöpfung, Zeit und Ewigkeit, Du und Ich, Schuld und Gnade“. Peter Lipperts Grundproblem war von Anfang an und ist bis über den Kalvarienberg hinaus geblieben die Schöpfung, der „Lichtnebel, zu dem der Widerstreit zwischen Gott und dem Nichts sich verdichtet hat“. Nicht ob Gott existiert, ist die Frage, sondern warum er diese Welt, so wie sie ist, geschaffen und nicht besser nicht geschaffen hat. Auf diese Frage gibt es keine Antwort, am wenigsten die der Theodizee. Und gerade in der „höchstgesteigerten Religiosität“ erfährt der Mensch „die gewaltigsten Gegensätze unseres Daseins, die unausfüllbaren Abgründe zwischen Gott und der Welt und zwischen den Kreaturen“ (1936). Unausfüllbar – aber was ist dann in der Erlösung geschehen, was ist aus dem „zweiten Wagnis“ geworden?

In „Einsam und gemeinsam“ steht ein merkwürdiges Wort, das man langsam lesen muß, will man es verstehen: „Denn seht, so begegnet Gott seinen Heiligen: Er bittet sie, wie der Schuldner seinen Gläubiger bittet: Habe Geduld mit mir, ich werde alles bezahlen.“ Zwischen Gott und dem Menschen kann nichts verrechnet werden, dies ist kaum deutlicher zu sagen als bei Peter Lippert. Sondern: Gott ist „Schuldner“ über alles Menschenmaß hinaus, ungreiflich mehr als im Wagnis seiner Schöpfung im „zweiten Wagnis“ Schuldner dem Sohn gegenüber. Dies Wagnis ist offen, weil es Gott in freiem Entschluß gewagt hat mitten in die Geschichte hinein. Was Peter Lippert „die Tragik unserer Erlösung“ genannt hat, ist erst sekundär unsere Tragik. Was ihn vom 19. Jahrhundert und noch seinen Zeitgenossen unterscheidet, ist ein Doppeltes: Es handelt sich weder um die einsame Tragödie des Menschen noch um einen prozeßhaften Pantragizismus, sondern um die geschichtliche Tragik, in die Gott selbst sich eingelassen hat. Ohne anbetende Verneigung vor *dieser* „Tragödie Gottes“, die im christlichen Glauben primär ist gegenüber aller menschlichen

(Max Müller), kann nicht einmal glühende Gotteslästerung bestehen, bleibt nichts als kalter Zynismus. Nur in dieser Dimension trifft man die Existenz Peter Lipperts an, wenn man von der „Tragik seines Lebens“ (J. Kreitmaier) spricht und den Begriff ernst nimmt. Das Leiden des Menschen entkommt erst dann auch dem letzten Rest von Wehleidigkeit, wenn es sich einläßt in den tiefsten Grund christlicher Glaubenserfahrung: „Den Schmerz Gottes erleiden“ (Helmut Riedlinger).

Was bleibt?

Man muß es in aller Deutlichkeit sagen: Das meiste dessen, was Peter Lippert geschrieben hat, ist dahin, sei es nun seiner Individualität oder dem Überhang des 19. Jahrhunderts zuzuschreiben. „Das meiste“ ist quantitativ gemeint. Aber mitten drin in all diesen „Süßigkeiten“ sind, so meinen wir, Felsbrocken, die es verhindern, daß eine allzu vitale Spiritualität über die Abgründe christlichen Glaubens und christlicher Hoffnung zwar nicht hinwegtäuscht, sie aber in gut gemeinter Hilfe nur zudeckt. Vielleicht kann man, so wie die Dinge zu stehen scheinen, sogar sagen, daß manches Wort Peter Lipperts für die Zukunft geschrieben ist, für den Anbruch einer Gottesliebe und einer Liebe Gottes, in der Gott mit dem Menschen Job in entsprechender *und* unvergleichbarer Weise so spricht, wie der Mensch Job mit Gott.